

[30]

## Der beste Freund.

Roman  
von Ludwig Habicht.

Brummenb zündete der Wirth eine Stall-Laterne an und führte den unwillkommenen Gast durch den Hausflur und die Hofthür nach einem Schuppen, der von der Seite dicht an das Haus angebaut und mit Heu gefüllt war.

„Da“, sagte er, indem er die Laterne in die Höhe hob, „tricht hinein und setz zu, wie Ihr zurecht kommt, ich habe euch das Dableiben nicht gerathen.“

„Das weiß Gott“, lachte der Hausfritzer, den der Anblick der düstigen Lagerstätte plötzlich ganz heiter gestimmt zu haben schien, „leid aber darum nicht weniger bedankt, ich werde hier schlafen wie in Abrahams Schoß.“

Er kletterte bei diesen Worten in den Schuppen und wühlte sich ins Heu; der Wirth entfernte sich schnell und die Musik, die hier auf dem Hofe viel näher als in der Stube geklungen hatte, verstummte plötzlich mit einem schrillen Laute, als hätte der Arm, der den Bogen führte, einen gewaltsamen Knack erhalten.

Als Schweizer nach Verlauf von etwa zehn Minuten noch einmal nach dem Schuppen zurückkehrte, tönte ihm ein tiefes Schnarchen entgegen, das auch nicht ansah, als er sich im Finstern hineintappte, den Schläfer bei den Schultern ergriff und rüttelte.

„Das schläft wie ein Murmelthier“, brummte er zufrieden, „der würde nichts verrathen, wenn's heute hier auch noch so lebhaft herginge. Leider sitzt mein Freund Peter hinter Schloß und Riegel, und ohne den ist nicht viel anzufangen“, fügte er leiser hinzu und entfernte sich schlurrenden Schrittes, um nun auch sein Lager aufzuzuchen. Zwei Stunden mochten vergangen sein; durch die stille Nacht hörte man in der Ferne eine Dorfuhr zwölf schlagen, der Mond stand über dem Tannenwald und beleuchtete mit seinem bläulichen Lichte die versallene Waldschänke, die jetzt mit dem tiefdunklen Hintergrunde des Nadelholzes noch unheimlicher und gespenstischer aussah als im Sonnenschein und selbst bei Dunkelheit und Regenwetter. Die Thür des Heuschuppens ward vorsichtig geöffnet, der Hausfritzer steckte den Kopf heraus, schaute sich schnell nach allen Seiten um und glitt dann leicht und leise wie ein Schatten über den schmalen Streifen Hof, welcher den Schuppen von der Rückseite des Hauses trennte. Hier kletterte er, gewandt wie eine Katze, zu einem Giebelfenster empor und klopfte leise, aber in ganz eigenthümlicher Weise, an die Scheibe. Es blieb alles still, er wiederholte sein Pochen, und jetzt kam von innen leise und verwundert die Frage: „Wer ist da?“

„Ein Kamerad von den böhmischen Musikanten, hast du's nicht an meinem Pochen gemerkt? Ich habe dich heute abend spielen hören und wittre, daß man dich hier versteckt hält. Ist's nicht so?“

„Ja, aber was willst du?“

„Dir beistehen, wenn man dir hier Gewalt thut. Komm hinunter nach dem Heuschuppen, dort bin ich einquartirt.“

„Ich kann nicht, Michel Schweizer hat die Hofthür und die Hausfritzer verschlossen.“

„So klettere aus dem Fenster, mach schnell, ich helfe dir, wir haben hier schon zu lange miteinander geredet.“

Der Injasse der Kammer öffnete das Fenster und blickte prüfend hinunter; die vom Mondlicht beschienene Gestalt des Untenstehenden mußte ihm Vertrauen einflößen, denn er schwang sich mit einem Sage zu ihm hinab, wäre aber bei aller Geschmeidigkeit seiner Glieder wahrscheinlich gefallen, wenn ihn der Hausfritzer nicht mit einer bei dem schwächlichen linkschen Mann schier staunenswerthen Kraft und Gewandtheit in seinen Armen aufgefangen hätte. Er sagte den jungen Burtsche, denn ein solcher war der angebliche Knecht des Haidewirthes, bei der Hand und elkte mit ihm nach dem Schuppen, dessen Thüre er hinter sich verschloß.

Erst hier rief er im Tone der größten Verwunderung: „Geigenfriedel, du bist's also wirklich, ich habe mich nicht geirrt, als ich dein Spiel erkannte? Sage, Junge, wo hast du gesteckt? Wir haben alle gedacht, du wärest todt und begraben.“

„Um Gottes willen, verrathet mich nicht“, bat der Burtsche und faltete die Hände, obgleich der andere bei der im Schuppen herrschenden Dunkelheit diese stehende Gebärde gar nicht zu sehen vermochte.

„An wen? Was hast du ausgefressen?“ war die lachende Frage.

„Du wirst's ja wohl auch gehört haben, aber bei Gott im Himmel, ich bin unschuldig; ich werfe ja keine Krage ins Wasser, geschweige einen lebendigen Menschen.“

Der Hausfritzer lachte, daß er sich die Seiten halten mußte: „Du Knirps willst einen Menschen ins Wasser geworfen haben? Wer soll dir denn das glauben?“

„Das Gericht glaubt's, und wenn sie mich fassen, sperren sie mich ein und ich komme mein Lebtag nicht wieder vors Tageslicht“, klagte der Burtsche, „da will ich mich doch lieber hier verborgen halten, bis die Sache sich verblühet hat. Verrathet mich nicht“, wiederholte er nochmals klaglich, „ich hätte mir nicht merken lassen sollen, daß ich hier bin, als ich aber einer Pöcken hörte, konnte ich mich nicht halten, ich habe so lange keinen Menschen außer Schweizer und seiner Frau gesehen.“

Der Hausfritzer lachte schon lange nicht mehr, sondern war sehr ernst geworden.

„Mein armer Friedel“, sagte er, „ich habe einmal erzählen hören, daß es Menschen giebt, die sich einbilden, sie würden verfolgt und darüber ganz närrisch würden, hab's nicht glauben wollen, aber es muß doch was daran sein, bei dir trifft's zu.“

„Ach nein, nein, es ist die Wahrheit“, behauptete der Burtsche.

„Und ich sage dir, es ist kein Gedanke daran; ich müß't doch auch wissen. Wir fragen und suchen nach dir, weil wir dich brauchen und dich lieben haben, aber sonst kümmert sich kein Sterblicher um dich.“

„Wer seid Ihr? Ich kenne Euch nicht“, sagte der Burtsche zweifelnd.

„Weil du mich da im Mondschein nicht ordentlich angesehen hast und bist auch jaust nicht mit der Waunde gezogen, bei der ich bin, aber gleichviel, ich bin dein Kamerad und lasse dich hier nicht länger verkommen. Sage mir, wer dir die Häubergeschichte erzählt hat, du sollst einen ins Wasser geworfen haben? Wer denn?“

„Das weiß ich nicht.“

Der Hausfritzer lachte wieder. „Das wird ja immer besser, hast einen ums Leben gebracht und weißt nicht mal wen? — warst du's denn ganz allein oder waren mehrere dabei?“

„Das weiß ich ebenfalls nicht, Peter Gronal sagt, man hielte mich für den Mörder und ich würde eingesteckt, sobald ich mich blicken ließe.“

„Peter Gronal? Ist das nicht der Trunkenbold, der erst vor etlichen Tagen einen solchen Unfug angerichtet hat? Der wird im Rausch geschwagt haben.“

„O nein, er ist nie betrunken, der weiß sehr gut was er sagt. Ehe er nicht kommt und mir sagt, daß ich mich herauswagen kann, darf ich hier nicht fortgehen und er ist schon eine Weile nicht dagewesen.“

„Wirft auch wohl noch lange auf ihn warten können; Peter Gronal sitzt hinter Schloß und Riegel, er hat im Rausche einem Menschen sein Messer in den Leib gerammt.“

„Einem Menschen sein Messer in den Leib gerammt“, wiederholte Friedel schauernd, „das ist ja gräßlich, und im Rausch sagt Ihr? das glaube ich nicht, Gronal trinkt nicht.“



„Muß doch wohl sein.“ versetzte der andere gleichmüthig, sein Herr, der Baron Seldenberg, hat ihn ja auch seiner Trunkenheit halber entlassen.“

Geigenfriedel stuzte. „Was sind denn das für Neuigkeiten? Gronat kam doch immer im Auftrage des Barons zu mir.“

„Er ist schon lange nicht mehr in seinen Diensten.“

„Das ist nicht wahr.“ behauptete Geigenfriedel bestimmt, „noch am letzten Tage, wo Gronat hier war, kam der Baron mit ihm.“

„Wann war das, kannst du dich besinnen?“

Geigenfriedel sann nach und nannte dann einen Tag. Sein Kamerad ließ ein leises Pfeifen hören und sagte dann: „Du kennst also auch den Baron Seldenberg; hätte nicht gedacht, daß du so vornehme Bekanntschaft hast; wie kommst du denn dazu?“

„Du scheinst ja ein völliges Verhör mit mir anzustellen, sagte der Burtsche plötzlich trotzig, „was geht's dich an, bist du von der Polizei?“

„Wenn ich von der Polizei wäre und dich fangen wollte, brauchte ich nicht so viel Umstände zu machen, dann wäre ich, ohne dir ein Wort zu sagen, nach Dresden gegangen, hätte mir Hilfe geholt und dich mit saumt dem Haidewirth beim Kragen genommen.“ erwiderte der Mann gleichmüthig. „Laß doch endlich die dumme Einbildung fahren, als ob dich ein Mensch verfolgte. Du jammerst mich, daß du hier in dem Gullenest hochst, willst du aber nicht reden, ich kann dich nicht zwingen, mein Schade ist's nicht. Soll ich dir helfen, wieder in deine Kammer hinaufklettern?“

Er stand auf, als ob er die Thür des Schuppens öffnen wollte, Friedel hielt ihn am Arm zurück: „Ihr habt recht, ich will reden, am Ende geht's mir sonst auch noch, wie der armen Dame und ich werde verrückt darüber.“

„Wie, welcher Dame?“

„Ach, das gehört ja eben zur Geschichte, hört nur. Ich hatte mich doch für ein Weibchen von unserer Bande getrennt und zog allein mit meiner Fiedel in Dresden und auf den umliegenden Dörfern umher, da begegnet mir an einem Tage, wie ich von Strehlen komme, ein vornehmer Herr in einem Wagen. Er läßt halten und fragt, ob ich ein Stück mitfahren wolle; natürlich lasse ich mir das nicht zweimal sagen. Ich steige auf, er ist sehr leutselig, läßt sich mit mir in ein Gespräch ein und ich erzähle ihm, daß ich ein Findelkind bin, gar keinen Anhang habe und mit der Fiedel umherziehe. Endlich meint er, ich sei ein Burtsche, der nicht auf den Kopf gefallen sei; ob ich wohl ein gutes Werk thun und dabei noch ein hübsch Stück Geld verdienen möchte.“

„Die beiden Dinge sind selten zusammen.“ murmelte der Zuhörer, „aber weiter!“

„Du kannst dir denken, daß ich ja sagte; er bestellte mich darauf für den folgenden Tag hierher und sagte mir, in Pöschwitz im Irrenhause sei eine schöne junge Dame, der sei der Bräutigam gestorben und nun bilde sie sich ein, er werde von einem bösen Zauberer in einem Thurm gefangen gehalten.“

Man hätte schon alles versucht und ihr auch erzählt, der Bräutigam sei in der Elbe ertrunken, um sie auch andere Gedanken zu bringen, das scheint denn auch zu helfen und man dächte, es solle sie vollends kuriren, wenn einer käme und ihr erzählte, er hätte mit angesehen, wie der Bräutigam ins Wasser geworfen worden und ertrunken sei. Na, das Mittel schien mir zwar schnurrig, aber die Aerzte mußten's doch besser verstehen als ich, ein Unrecht war ja weiter nicht dabei und so sagte ich denn ja, ich wollte es thun. Der Herr, ich hörte ihn erst später Baron Seldenberg nennen, studirte mir nun ganz genau ein, was ich sagen sollte und schärfte mir ein, ich müßte auch, wenn mich im Hause andere befragten, ganz genau bei meinem Spruch bleiben, denn das wären lauter Irre und hätten ihre Bissigkeit und lachten nachher die arme Dame aus, daß sie sich hätte was aufbinden lassen. Auch sonst sollte ich mich nicht daran stoßen, wenn sie allerlei wunderliches Zeug redeten, geschähen solle mir nichts, dafür sei er da. Nachher würde er schon zusehen, daß ich in die Küche geschickt würde, um etwas zu essen zu bekommen, das könne ich verzehren, dann solle ich mich aber fortschleichen, wieder geradewegs hierher nach der Haideschänke gehen und warten bis er käme und mir das Geld bringe, es war eine hübsche Summe, denn haare fünfundszwanzig Thaler hatte er mir versprochen.“

„Und geschah das alles so?“

„Alles. — Ich fürchtete mich recht sehr, als ich nur die armen wahnsinnigen Dame die Geschichte erzählen mußte und dann gar noch ein verrückter Herr kam und mich ins Gebet nahm; beide bildeten sich ein, das Irrenhaus mit dem großen Garten daran wäre ihr Eigenthum und der Herr sagte gar noch, er wolle mich mit nach Dresden nehmen, dort solle ich die Geschichte den Gerichten erzählen. Der Baron kam mir aber zu Hilfe, ich wurde in die Küche geschickt, bekam zu essen, und ersah den Augenblick, huschte hinaus und machte mich aus dem Staube. Ich dachte nun, ich wäre über den Berg, aber nun ging die Noth erst an.“

„Wie so? Gab man dir kein Geld?“

„Ja, das brachte Peter Gronat schon am andern Tage, er sagte mir aber, ich dürfe hier nicht fort. Es sei wirklich zwischen Pöschwitz und Dresden ein Mensch ins Wasser geworfen worden, die Polizei hätte von der Geschichte, die ich erzählt habe, Wind bekommen und nun suche man mich und meint, ich habe bei dem Morde mitgeholfen.“

„Und das hast du geglaubt?“

„Ja, wie sollte ich denn nicht? Was sollten denn der Baron und Gronat, die öfter hier herauskamen, darunter gehabt haben, mich hier festzuhalten? Ich koste ja dem Herrn nur Geld aus der Tasche, denn er bezahlte alles, was ich bei Schweizer verzehre, weil er doch verschuldet hat, daß ich hier sitzen muß und nichts verdienen kann.“

„Mein armer Junge, du hast dich unwissend zum Werkzeug eines schweren Betruges machen lassen.“ sagte der andere mit plötzlich ganz veränderter Stimme. (Fortf. folgt.)

## Der verkaufte Genius.

Von Georg Eggestorf.

Première in der Oper. Ein junges Talent will den Erstlingsflug wagen. Es heißt, er sei der Sohn ganz geringer Eltern und erst 23 Jahre alt. „Kaiser Rothbart“ ist das Werk benannt. Ein deutscher Vorwurf: schon ein gutes Zeichen. Man weiß sich zu erzählen, daß die Schöpfung des jungen Dichters von einem „Meister“ empfohlen worden sei.

Das Haus beginnt sich allmählig zu füllen; das Parquet ist nahezu besetzt, nur noch einzelne Nachzügler erscheinen. In den Logen ist es etwas leerer, dort kann man ja immer noch ohne Störung herein, so kommen die Besucher dieser Plätze erst im letzten Augenblicke, oder gar zu spät. Vielen ist es auch wohl einerlei, ob sie die Ouvertüre verkümmern oder nicht. Ein leichtes Summen macht sich hörbar, wie ein Bienenschwarm, dazwischen Sitzklappen, ein paar laute Stimmen im Eingang: ein dicker Herr, mit großer weißer Glase und rothem Gesicht streitet sich mit dem Bogenschleifer um seinen Platz. Er scheint im Unrecht zu sein, deshalb schreit er umsonst.

Da — ein Glodenzzeichen. Allgemeine Bewegung im Parquet; man setzt sich. Der Kapellmeister tritt ins Orchester. Einen prüfenden Blick wirft er in das Publikum, hier und da nicht er jemandem zu, langsam, da und dort den Kapellmitgliedern noch etwas lagend — er richtet sich vor allem an die Holzbläser — schreitet er auf seinen erhöhten Stuhl zu. Mit dem 1. Konzettmeister hat er — er schüttelt ihm die Hand — noch eine kurze Unterredung.

Das zweite Glodenzzeichen. Die Wetterleuchten geht es über den noch halbdunklen Vorhang: die Lampen strahlen ein paar Grade heller. Der Kapellmeister setzt sich. Er rückt noch einmal den Stuhl, zieht die Frackschöße heraus, auf die er sich gelehrt hatte, greift nach dem weißen Dirigentenstabe, klopft, ein Blick über seine Heerichaaren: 1 . . . . . 2 . . . . . 3 . . . . . brausend fallen die Blechinstrumente ein. Die Ouvertüre beginnt. Marschartig, wie sie eingeleitet, tönt sie aus.

Der Vorhang hat sich langsam auf ein Glodenzzeichen des Kapellmeisters gehoben. Friedrich Rothbart hält Hof. Den Kaiser singt der Bassist. Alle Hauptrollen sind in den Händen von Barton und Bak. Es sind Männer, alles gereifte Männer, diese handelnden Menschen. Ritter der That, des Schwertes — ferne Ritter des „hohen C.“ Die Handlung ist düster, aber gewaltig und ergreifend. Die Realistik verblüffend. Bis an die äußerste Grenze dessen scheint der junge Künstler gegangen zu sein, was der Geiang an Naturwahrheit verträgt. Und doch bleibt es immer Geiang. Die Menschen herrlichen vor, sie gehen nicht mit ihrer schwachen Stimme, deren Töne nebensächlich betrachtet sind, im Tonen, in der übergewaltigen Tonmalerei der Instrumente unter. Und die Musik, wie eigenthümlich, welche lange Reide von Dissonanzen — aber wie aufgelöst, wie schön!

Der erste Aufzug endet. Der Kapellmeister legt den Stock auf's Pult, rückt von seinem Sitze herab und geht durch das Orchester

nach der Bühne zu. Alles schweigt . . . er sieht sich um . . . alles schweigt . . .  
Ist das noch für den andersgewöhnten Unterthanenverstand zuviel? Nun, man ist offenbar mit sich selbst noch nicht ganz im Reinen. Das Neue muß erst wirken . . . man muß sich erst klar darüber werden . . . es kam gar zu unerwartet, zu plötzlich . . .

Der junge Komponist steht an der ersten Coullisse, nicht gerade niedergeschlagen, aber doch nicht so ganz voller Hoffnung wie vorher. Der Kapellmeister drückt ihm die Hand: „Nur Mut! Nur Mut, junger Freund! Es wird noch ganz gut gehen! Das Publikum ist nur das nicht gewöhnt! Noo nicht gewöhnt! Sie müssen erst warm werden, erst warm werden!“ Der Bassist „Kahler Rothbart“ nähert sich ebenfalls: „Hassen Sie nur auf, die Schlachtene im 2. Akt die wird Stimmung machen! Und dann mein „Bluch“, der ist grandios einfach. Sie brauchen keine Angst zu haben, ich bin lange nicht so gut bei Stimme gewesen wie heute!“

Inzwischen ist auch vor dem Vorhang Leben geworden. Das Publikum hat sich etwas von seinem Erstaunen erholt. Man bespricht Sänger, Musik, sogar den Text, den Inhalt der Handlung.

„Wenn nur eine gewaltige Liebesleidenschaft darin wäre — vielleicht kommt die noch — die riße alles mit sich fort,“ bemerkt ein Herr im Parquet.

„Die fehlt,“ entgegnet ein anderer, „ich habe mir das Textbuch schon vorher durchgesehen. Nur Männer, alles Männer! Ja das ist zu ernst! Man will doch dazwischen auch mal einen Lichtblick haben, sich erholen dürfen! Und dann die Damen . . . für die muß doch auch was drin sein . . .“

Im ersten Range ist eben eine Loge, welche bisher leer war, besetzt worden. Mutter und Tochter offenbar. Den ersten Akt haben sie versäumt . . . was macht's . . . das Diner war wichtiger. Nun wird zur Verdauung die Oper besucht. Das junge Mädchen studiert den Bettel.

„Enrico Fermate singt ja nicht!“ sagt sie betrübt.  
— Enrico Fermate ist der Heldentenor, welcher das „hohe C“ herauserschleudert mit der Tonkraft einer Trompete und der auf Tönen, denen der Komponist nur kurzes Leben vorgeschrieben, gleich „übernachtet,“ wie böshafte Leute behaupten — weil er selbst die eigenen Schallwellen so bestrickend schön findet, daß er glaubt, sie wenigstens veruchsweise verewigen zu müssen. — Die Mutter sieht entsetzt nach dem Bettel:

„Was ist denn das für eine sonderbare Oper?“ sagt sie gähnend, „Siegfried Süßholz (der lyrische Tenor) auch nicht?“

„Ach das ist langweilig,“ antwortet die Tochter.

Ein junger Gede, im Frack, mit abgelebten Zügen tritt in die Loge. An der Ähnlichkeit erkennt man sofort, daß er zur Familie gehört.

„Denkt euch,“ beginnt er, „was ich eben entbede: die Gorgola singt ja nicht einmal . . . wenn ich das gewußt hätte . . .“

— Fräulein Amanda Gorgola ist die erste Koloraturfängerin, gefaßt auf den Namen Auguste Gurgler, aber das klingt nicht. — Der zweite Aufzug beginnt.

Der Vorhang geht auf: Schlacht! Alles atmet Kampf! Wunderbar! Und welche neue ungekannte, ungeahnte Formen der Melodik! Grauenhafte Schönheit ist der bezeichnendste Ausdruck! Aber das Publikum bleibt kalt und als der Vorhang niederrauscht, regt sich keine Hand!

„Doch! Ein paar Menschen klatschen! Ahnen sie etwas von der herben Größe dieser Gestalten, von dem gewaltigen Reize dieser Musik? Oder sind es nur Freunde des Verfassers?“

„Damit scheint der Abend gefallen zu sein: die Oper hat nur 3 Aufzüge.“

Der Kapellmeister ist starr, das hatte er doch nicht erwartet, denn er auch von vornherein nicht geglaubt hat, das altgleicherliche Publikum zur Höhe seiner Auffassung zu ziehen, denn er hat den jungen Tonrichter gefördert — das Werk angenommen. Schon bei den Proben das Kopfschütteln unter den Mitgliedern des Orchesters hat ihm Zweifel aufstauen lassen.

Er trifft seinen Schützling auf der Bühne. Auf den 3. Akt wagt er nicht mehr zu verdrösten, denn das wissen sie beide: schlug der zweite nicht ein, so thut es der dritte keinesfalls, der ist wirklich wohl etwas absonderlich . . . wenigstens, wenn man nun einmal etwas finden will. So sagt er nichts als, indem er die Faust ballt: „Ungebildete Bande!“

## Bunte Zeitung.

**B. Wie das Kosakenhum aufkam.** Den Zeitpunkt, von welchem an allerlei Unzufriedene, Ausgestoßene, Verbrecher, Verfolgte und in ihrem Glauben Bedrängte in die hervortretenden Einöden an den Grenzen der slavischen Länder, das sogen. „Feld“, emwanderten, bestimmt nur annähernd ihre erste Erwähnung um das Jahr 1350. Und was diesen Leuten sodann den Namen Kosaken eintrug, läßt sich auch nicht mit voller Sicherheit angeben, doch neigt die neuere Forschung der Meinung zu, daß man damit ihren freien, unabhängigen, allem Zwang abgenegten Sinn

Aber was nützt das: der Erfolg entscheidet.

Die Sänger weichen dem Komponisten aus, was sollen sie auch sagen! Er merkt es und geht davon. Oben in seiner Loge im dritten Range am Proscenium ist er allein; dort setzt er sich hin und sinnt . . . und sinnt . . .

Im Parquet ist große Bewegung. Ein paar Vereinzelte haben für das Werk eine Lanze gebrochen. Sie werden scharf angegriffen:

„Diese Neuerungen! Als ob alle großen Meister vorher nicht gewußt hätten, was Musik ist! Wie man's machen soll!“

„Aber,“ sagt schüchtern eine Stimme dazwischen, „hat nicht jede Zeit ihre Kunst für sich gehabt?“

„Ach was!“ antworten andere, „unverschämte so was! Will Wagner überbieten! Anmaßung! Der Kerl soll erst 23 Jahre alt sein! Er soll erst mal die großen Meister studiren, dann kann er den Schnabel aufsperrn!“

„Aber,“ sagt wieder die Stimme, „Wagner hat doch zuerst auch nichts gegolten!“

„Ja Wagner! Wagner! Das ist was anderes, der ist ein Genie!“ entgegnet einer.

„Wenn der neue das nun auch wäre? Das kann man doch nicht wissen!“ meint etwas zurechtwärtiger der Verteidiger.

„Der?!!“ Eine Lachsalve der Umstehenden antwortet: die kompakte Majorität hat gerichtet und ihr Spruch lautet auf: schuldig.

Die Familie oben im ersten Range hat die Loge verlassen. „Keine Liebe! Kein Tenor! Dazu geht man doch nicht in das Theater!“

Der 3. Aufzug wird gespielt. Er bringt, wie erwartet, keine Aenderung. Ungebillige brechen bereits auf. Unter allgemeiner Theilnahmslosigkeit geht es zu Ende. Ein paar schüchterne Beifallsveruche werden niedergezischt. Das Publikum geht nachhaus, trauernd um einen verlorenen Abend.

Wer denkt an den Schöpfer des Werkes? Jenes Werkes, das ihm drei Jahre Arbeit, hundert schlaflose Nächte gekostet? Wer denkt an die Schuld, zu deren Theilhaber er sich heute abend gemacht hat? Die Schuld nämlich einer jungen Feuerseele den Gluthendrang nach Bethätigung dessen, was sie erfüllt, ertickt zu haben, die Schuld, der Kunst seines Vaterlandes einen Genius geraubt zu haben, der vielleicht noch einmal die Welt hätte von sich sprechen machen. Denn wie man auch immer urtheilen mag, daß etwas Ungewöhnliches in dem Werke steckt, das haben doch die Meisten empfinden müssen!

Müssen? . . . Nein! . . . Wer wird empfinden! . . .

Das Haus hat sich fast geleert, der eiserne Vorhang hat sich geschlossen. Oben in der kleinen Loge im dritten Range am Proscenium rechts sitzt der Tonrichter. Er kauft in der Ecke, die Stirn in die Hand gestützt. Noch kann er es nicht recht fassen: Daheim die Eltern, die zur Ausbildung des Sohnes, auf dessen Erfolg sie gebaut, alles hergegeben haben . . . sie sollen darben? . . . Die Geschwister, auf deren Kosten er eine bessere Erziehung erhalten . . . sie sollen hungern! . . .

Was hatte er alles auf diesen Abend geleist!

Ein Jahr später ist wieder Premiere. Derselbe Komponist. Es ist verbreitet worden . . . er sei zur Einsicht gekommen!

„Süß-Eisähen“ heißt die Oper. Das klingt doch verzeihungsvoll!

Schon nach dem ersten Aufzuge ein Beifallsturm.

Nach dem zweiten ein wahrer Jubel. Der Komponist wird gerufen — er erscheint nicht.

Nach dem dritten ein orkanartiges Toisen. Rufe nach dem Schöpfer des Werkes. Er erscheint nicht: Unwohlsein giebt der Regisseur als Grund an.

Lebhafte sich unterhaltend geht die Menge. „Sa! das ist was anderes als voriges Jahr!“

Es war auch anders: Beide Tenöre haben gekräht, die Prima-donna geglückt und getrillert, und der ganze Abend schwamm in Liebe!

Alle Bahnen! Hergebracht!

Aber die Eltern darben und die Geschwister hungern! Ach was: die Freude heute!!!

Der junge Komponist aber sitzt oben in der Loge des dritten Ranges am Proscenium und . . . weint . . . weint . . .

Er weint um sein verrathenes künstlerisches Gewissen — um seinen verkauften Genius.

habe kennzeichnen wollen. Um den für sie doppelt schweren Kampf ums Dasein mit mehr Erfolg aufnehmen zu können, schlossen sich dann diese Kosaken zu festgefügteten Kriegergenossenschaften zusammen und wuchsen auf ihren Raubzügen gegen die Tataren zu stätlichen Heeren an. Allgemein bewundert in Rußland und bekannt in der ganzen Welt aber machten diese Kosakenheere erst ihre ruhmvollen Kämpfe im Anfang des 17. Jahrhunderts gegen die asiatischen Völker. Von da an traten diese „Ritter vom Felde“, von dem bedrückten Volke schon längst als ein Ideal angesehen, auch als Helden des Volksliedes auf. Peter der Große dann mit seinem weitreichenden Blick erkannte zugleich mit des

Gefahr, mit welcher diese unabhängigen Kosakenheere den Staat bedrohten, auch den unermeßlichen Nutzen, den sie, wurden für den Staatsorganismus weise eingefügt, dem Gemeinwesen bringen mußten, und machte sie — etwa 90,000 meist berittene Mann stark — zur Sicherung der Grenze zu einer Art lebender chinesischer Mauer. Und 1827 ist die früher uneingeschränkte Macht der Kosakenführer oder Hetmane so weit gebändigt, daß man daran denken konnte, einen Großfürsten-Thronfolger zum Hetman aller Kosaken zu ernennen. Heutzutage aber ist nun aus diesem einst aus Noth zusammengelaufenen Haufen von Unglücklichen, nachdem sie lange Zeit eine aus dem Stegreif lebende Kriegerkaste gewesen sind, ein werthvoller Faktor im Leben des russischen Volkes geworden, dessen Schwerpunkt neben dem Grenzschutz in der immer weiter fortschreitenden Kolonisation weiter des Anbaues und der wirtschaftlichen Ausnutzung nicht unwertber Landstrecken liegt.

\* **Vom Soldatenleben auf Formosa** giebt das bei C. Bögel in Wien erscheinende Buch „An Mitiens Küsten und Fürstenthöfen“ von Leopold v. Sebina folgende kleine Schilderung: Ein Besuch der Quartiere bot uns viel Interesse. Die Unterwelt in den kleinen Hütten fanden wir reinlicher, als wir erwartet hatten. Das Lager machte sogar einen recht festlichen Eindruck; an den Umfassungsmauern waren nämlich sämmtliche Fahnen aufgestellt, was sich bei der großen Zahl derselben wie eine Flaggenallee ausnahm. In einem Lager befinden sich gewöhnlich 1000 Mann, somit ein unserm Bataillon entsprechender Heereskörper. Die „Abjuration“ der Soldaten, blaue Ziviljacken und Hosen, darüber ein kurzer ärmelloser Ueberwurf von schwarzer Farbe mit je einem großen Medaillon auf Brust und Rücken, welches die Regimentsbezeichnung und die Aufschrift „Papierkeit“ trägt, sowie ein Strohhut oder ein Turban ist kleidam und zweckmäßig. Auch ist die Bewaffnung mit Mauerergewehren keine schlechte, wenigstens schon bei der geringen Anzahl Leute die verschiedenen Modelle dieses Gewehres vertreten waren. Gegenwärtig befinden sich zwei ehemalige deutsche Offiziere als Instruktooren auf der Insel: Lieutenant Graf Butler, der das Arsenal in Tak-peu-leu leitet, und Premierlieutenant Secht in Stellung. Letzterer hatte die Fremdschicklichkeit, uns seinen Instruktoorenkursus vorzuführen. Dieser umfaßt besonders intelligente Leute des in Stellung stehenden Regiments, welche zu Unteroffizieren ausgebildet werden. Erstaunlich war es zu sehen, mit welcher Genauigkeit diese Leute alle Turnübungen mit und ohne Gewehr, sowie die einfacheren Formationswechsel — die Schule war erst vier Wochen im Gange — nach deutschen Kommandoworten, die mitunter uns kaum verständlich waren, durchführten. Drollig kam es uns vor, wie ein solcher mandeläugiger Sohn des Mittelalters mit erstarrter Miene Paradeschritt ausführte, während gleichzeitig der Diener des Lieutenants mit flatterndem langen Pops herumeilte, um die Ausstellungen seines Herrn, ins Chinesische übertragen, zu wiederholen. Und nicht weniger komisch erschien es uns, daß, als nach dem strammen Dessilren das Abtreten erfolgte, die ganze Gesellschaft trotz des geschulterten Gewehrs zu den Regenschirmen griff und im bunten Durcheinander der Kaserne zueilte.

\* **Neuerliche Vervielfältigung.** Die Gefahr, unversehens photographirt zu werden, wird immer größer. Vor einiger Zeit erregte es schon Aufsehen, als berichtet wurde, daß man photographische Apparate zu Moment-Aufnahmen in Hüten und Operngläsern anbringe und dieselben zu gegebener Zeit wirken lasse. Jetzt ist auch diese Anordnung überholt, denn ein Amerikaner hat eine Krabatte konstruirt, bei der die Kofster die Camera, die Vorstecknadel das Objektiv eines photographischen Apparates bilden. In der Camera befindet sich eine Anzahl verichtbarer Rahmen, in welche die präparirten Platten eingeschoben werden. Unter einander sind die Rahmen durch eine endlose Kette verbunden und werden durch Drehung eines Knopfes, der in einem hohen Westensknopf angebracht ist, mit den Platten in die gehörige Stellung vor dem Objektiv gebracht. Das Objektiv selbst wird durch Luftdruck, der durch Pressen eines in der Tasche zu tragenden Gummiballes erzeugt wird, geöffnet und geschlossen. Da die Camera nur 0,2 Zoll stark und von den Bestandtheilen des Apparates nichts sichtbar ist, so ist erklärlich, daß durch solche photographische Krabatten ganz unauffällig beliebige Bilder fixirt werden können. Dieser Witzbau kann auch in Massen betrieben werden, da die Camera eine Anzahl Platten enthält.

**Wissenschaft. Kunst. Literatur.**

— Zu der für das Frühjahr in Berlin vorbereiteten internationalen Kunstausstellung, welche unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich steht und für die vom Minister v. Goltz das Ausstellungsgebäude im Ausstellungspark zur Verfügung gestellt worden ist, hat der berliner Magistrat eine Beisteuer von 100,000 M. bewilligt.

— Peter Tschaikowski's neue Oper „Die Bique-Dame“, welche von Robert Tschaikowski, dem Bruder des Komponisten, nach der gleichnamigen Büchkin'schen Novelle zum Obertext umgearbeitet worden ist, hat nach den jetzt vorliegenden Petersburger Berichten wirklich einen musikalisch vollen Erfolg erzielt, der ebenso durch die frische und reizvolle Melodik, wie durch die pikante und graziose Instrumentation erzielt worden ist. Vorwiegend bewegt sich die Oper im Stile Mozart's, weist abgeschlossene und abgerundete einzelne „Nummern“ auf und huldigt nur in einzelnen dramatischen Stellen modernen musikalischen Grundzügen. Ein breiter Raum ist dem Ballet zugewiesen. Fraglich erscheint nun allerdings, ob die bigarre und überreizte Handlung, welche als Titelhelden einen halbberückten Spieler in den Vordergrund stellt, außerhalb Rußlands auf Sympathien stoßen wird. Es wäre nicht die erste russische Oper, die durch ihr Libretto an die russischen Grenzpfähle festgebant sein würde.

— **Kleine Theater-Nachrichten.** Der ausgezeichnete Operetten-Tenor Robert Philipp, wohl der beste gegenwärtige Vertreter dieses Faches, geht zur Oper über. Der treffliche Künstler hat kürzlich vor dem General-Intendanten Grafen Hochberg und den königlichen Kapellmeistern im Opernhause mit überragendem Erfolge Probe gesungen und soeben kam ein Vertrag zustande, auf Grund dessen Hr. Philipp hier im März in einigen ersten Spieltenorpartien, zunächst als José in „Carmen“ auf Engagement gastiren wird. Eben die letztgenannte Partie hat Hr. Philipp jüngst in Altdenburg mit sehr vielem Erfolge gespielt. Hr. Philipp kommt es auf der Opernbühne sehr zuzustatten, daß er vor seinem Uebergang zur Operette ein tüchtiger Schauspielerspieler war. — Hr. Heinrich Granz, früher weimarischer Hofchauspieler, dann Oberregisseur der Stadt-Theater in Breslau und Leipzig, der an unzähligen Bühnen in Bonnivant- und Charakterrollen lebhaftes Gattspiel-Erfolge erntete, begehrt am 10. Jan. die fünfzigste Wiederkehr des Jahrestages, an dem er die Bühne zum ersten male betreten. — Die Krankheit der Frau Anna Schramm in Berlin hat eine günstige Wendung genommen. Das Bewußtsein ist mehr und mehr zurückgekehrt, der Appetit besser geworden.

„Immer lächerlich,“ Siemro an ridiculo, so betitelt sich das neueste Bühnenwerk des Don José Echegaray, Dichter des „Galathea.“ Das Stück hat vor der Aufführung ein ungewöhnliches Interesse erregt, und bei der Aufführung, die vor wenigen Tagen in Madrid stattfand und bis 2 Uhr morgens währte, eine zunächst enthusiastische, dann von Akt zu Akt sich abkühlende Aufnahme gefunden.

\* **Geschichte der Preussischen Garde** von Oskar Sarnig. Berlin, Verlag von Kurt Brachvogel. 1891. Zu anziehender Darstellung giebt das Werk in vier Abtheilungen neben der Geschichte der Entwicklung der Gardes ein fesselndes Bild von den gewaltigen Großthaten der Preussischen Armee, an denen sich die Garde stets so hervorragend betheiligt hat und die dem Preussischen Staat seine hervorragende Machtstellung verschafft haben. Der erste Theil behandelt die Gardes Friedrichs des Großen, der zweite die Gardes unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III., der folgende unter Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. bis 1866 und der letzte den Krieg gegen Frankreich 1870-71 und die neueste Zeit.

\* **Kleine Erlebnisse in großer Zeit.** Aus dem Tagebuche eines Kriegsstudenten 1870-71. Von Fritz Ehrenberg, ehemaligem Einjährig-Freiwilligen bei den Sechshundachtzigern. Preis 1 M. Straßburg i. G., Verlag von W. Heinrich 1890. Die flammende Begeisterung, welche in seiner großen Zeit die wehrfähige deutsche Jugend durchloderte, spiegelt sich in den Schilderungen des Verfassers wieder, welcher in seiner Heimath Halle S. mit etwa 300 Kommilitonen in das dort liegende Schleswig-Holsteinische Füsilier-Regiment No. 86 eintrat und den ganzen Feldzug, insbesondere die Belagerung von Paris mitmachte. Gerade die Kleinmalerei dieses Buches ist es, die uns durch das Hineinverweben individueller Züge jene Zeit nationalen Aufschwunges näher bringt und verständlicher macht, als umfassende Geschichtswerke.

\* **Karte der Umgebung von Magdeburg.** Maßstab 1:50,000. Nach den neuesten offiziellen Vermessungen mit topographischen Farben hergestellt im Geogr.-litb. Institut von Wilhelm Grebe. Preis 1.20 M. Verlag von Nagel, Pasch, Berlin.

\* **Magdalenen.** Eine Sage vom Heisterbach. Erzählt von Karl Montanus. Hefefeld, Verlag von A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Anbers). Preis 1 M.

\* **Klemens Merck's Waaren-Lexikon für Handel, Industrie und Gewerbe.** Herausgegeben von Dr. G. Heppel. Vierte, wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von G. A. Gloedner. 1880. 9.-20. Lieferung. Das so empfehlenswerthe Werk liegt damit vollständig vor.

